Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 228 (1955)

Artikel: Die Magd und das Kind
Autor: Marbach, Margarita
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657286

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Magd und das Kind

Von Margarita Marbach

Marie, die Magd, kehrte vom Gemüsegarten nach dem Haus zurück. Langsam ging sie den kurzen Weg, ihr bäuerlicher Schritt erschien mehr als gewöhnlich erschwert. Trotzdem die Sommerhöhe reichlich überschritten war, hielt die Hitze eines ungewöhnlich trockenen Jahres ungebrochen an.

Marie wandte den Blick weg von den Kräutern und dem runden, dicken Salatkopf in ihrer Hand und schaute auf das Haus, dem sie sich näherte. Der Anblick erfüllte sie mit stolzer Befriedigung: Der stattliche Bau, dessen Steinmauern gegen oben braunes Gebälk durchzog, glänzte in frischem Putz und Anstrich, und die roten, erst gelegten Ziegel auf den Giebeln und dem breiten Dach ließen das wohnliche Haus wie neu erscheinen. „Bei dieser Hitze kann die Farbe schnell trocknen", überlegte Marie, „und wie gut trifft es sich, daß die Gerüste eben heute fortgeschafft wurden. Das schickt sich schon besser – und dann ist ja morgen auch Sonntag."

In der Tat überleuchtete das Haus mit seinem Glanz das dunkle Laub der Bäume und das bräunliche Gras des Rasens, auch eine liebevolle gehegte Pflanzenwelt, übersatt von Sommer.

Übersatt von Hitze erschien auch das unebene, breite Gesicht der Magd, als sie nun müde durch die Hintertüre ins Haus trat. Sie verstand nicht recht, weshalb sie diese ungewohnte Müdigkeit verspürte – sie war kräftig und gesund; und hatte sie in den letzten Tagen auch ein reichlicheres Maß an Arbeit verrichtet als üblich, so stand dies doch in keinem Vergleich zu jener Zeit, da sie als halbwüchsiges Verdingkind, auf dem Feld, im Stall und im Haus wie ein Erwachsenes gewerkt hatte und von nichts anderem wußte.

Aber bei der Arbeit dieser letzten Tage waren kummervolle Gedanken dabei gewesen – die drückten inwendig als schwere Last.

Eine große Veränderung war im Gange – das Leben um sie herum würde sich ändern –, aber sie wußte nicht, wie es werden würde. Nur, daß die Veränderung sie im Tiefsten betraf, spürte sie angstvoll.

Es war eigentlich gegen ihre Natur, sich bei der Arbeit von Gedanken stören zu lassen. Sie war zum Arbeiten hier, sie war die Magd. Sie war allein zum Arbeiten auf der Welt, das war ihr von frühester Kindheit an gründlich beigebracht worden.

Aber heute wollten sich die mühsamen Gedanken nicht verscheuchen lassen. Den ganzen Morgen hindurch hatte sie gescheuert, die Böden gewichst und geblocht, daß sie wie Spiegel glänzten. Nun war es Zeit, sich etwas zur Mahlzeit zu bereiten – es war viel weiter über Mittag geworden, als sonst hier gegessen wurde. Sie stellte die Gemüsesuppe mit dem Gesottenen zum Erwärmen auf die Gasflamme und rüstete den Salat zu. Dann setzte sie sich an den großen Küchentisch, der leer vor ihr stand. Sie war heute ganz allein in der Wohnung. Sie erinnerte sich daran, daß nachher die Fenster geputzt werden mußten, die manche Spuren der Hausauffrischung trugen. Was nicht wie Fensterglas aussah, sollte spurlos verschwinden.

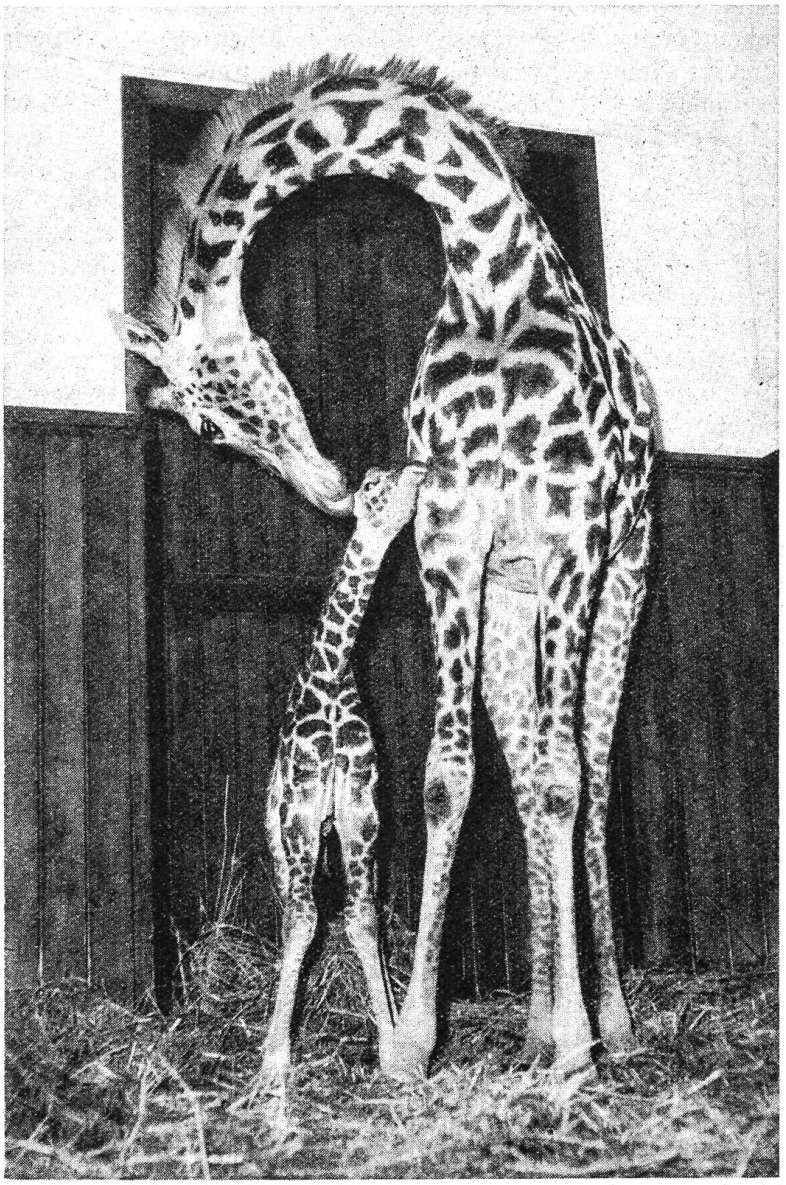
*

Aber das Mittagessen mundete Marie nicht wie sonst. Der schwere Druck wollte nicht weichen. Seit so langem hatte sie sich nicht mehr einsam gefühlt wie heute. Aber freilich – das Kind fehlte – das war's! Immerhin – gestern erst ist es verreist und morgen nachmittag kommt es zurück – das ist doch keine lange Zeit! In den bald drei Jahren, seit Marie sie betreute, war Sibylle schon länger von Hause weg gewesen – einmal gar drei Wochen. Sie hatte sich da wohl nach ihr gesehnt, aber solche Schwere im Gemüt hatte sie dennoch nicht empfunden.

Marie löffelte ihre Suppe immer langsamer und geriet vollends ins Grübeln. Das ließ sich eben nicht vergleichen – damals hatte es nur gegolten, in Geduld zu harren, bis Billie heimkam, sonst war da nichts gewesen. Aber dieses Mal – man konnte es nicht überblicken, wie es werden würde, wenn nun die neue Mutter hier einzog. All die Zeit her war Marie des Kindes Magd, Kinderfrau und eine Art Mutter in einem gewesen – wie mochte es nun werden – –? Nicht, daß Marie je vergessen hätte, daß sie nicht des Kindes Mutter war – sie war die Magd, und Sibylle das Kind ihres Brotherrn. Aber es fehlte die Mutter; sie hatte nach der Geburt zu kränkeln begonnen – später wurde die Lunge als angegriffen

erklärt. Als sie schließlich zur Kur ins nicht weit entfernte Sanatorium gebracht wurde, kam Marie ins Haus. Manch ein Mal war sie mit dem Kind zusammen bei der Kranken auf Besuch gewesen – jedesmal war diese durchsichtiger erschienen, und eines Tages hatte sie still ihr Leben ausgehaucht. Marie war dageblieben. Das kaum dreijährige Töchterchen schloß sich ihr mehr und mehr an. Der Vater fand allmählich, daß sie es übermäßig verwöhne, wenn sie gelegentlich während seiner täglichen Abwesenheit dem Kinde Wünsche erfüllte, die zu erfüllen er ihr verboten hatte. Aber wie konnte sie, Marie, widerstehen, wenn Sibylle sich ihr an den Hals warf und sie anflehte: „Gelt, du erlaubst es mir?" So etwa, wenn die Kleine ins wenige Minuten entfernte Nachbarhaus zu gehen verlangte, zu dem kleinen Oskar, der ein so wildes Schaukelpferd besaß! Und gerade diese Besuche verbot der Vater immer wieder – und immer wieder wurde Marie schwach bei des Kindes flehenden Umhalsungen. Vielleicht auch, weil sie nicht recht begreifen konnte, warum ein kleines Mädchen keine Spielgefährten suchen sollte. Und am Abend bekam sie dann den Vorwurf allzu großer Willfährigkeit zu hören. Jedoch wagte sie nicht zu widerreden und zu äußern, daß das Kind einsam sei; sie hatte gewaltigen Respekt vor dem etwas düsteren Mann, der doch das Kind abgöttisch liebte. Erst als dann Sibylle den Vater immer wieder umsonst bestürmt hatte, sie doch – nur am Vormittag – den Kindergarten im nahen Städtchen besuchen zu lassen, faßte Marie sich einmal ein Herz und bat für das Kind; ihre tiefliegende Schüchternheit zu überwinden suchend, widerlegte sie einige Gründe des väterlichen Neinspruchs: „Oskar geht doch auch hin – er ist etwas älter – er wird Billie hier abholen und wieder herbegleiten – der Weg führt durch die Matten – ein Kind braucht doch Gesellschaft –." Das war eine lange Rede gewesen für Marie. Sie tat aber doch ihre Wirkung, wenn auch nur langsam. Erst nach einem halben Jahr, als das Kind im letzten Frühjahr fünfjährig wurde, gab der Vater die ersehnte Einwilligung.

Seither verabschiedete sich Sibylle des Morgens



Seltener Nachwuchs im Basler Zoo

ATP-Bilderdienst, Zürich

mit strahlenden Augen, erschien mit ebenso strahlendem Gesichtlein des Mittags zurück und vermochte es kaum zu erwarten, Marie alles Neue zu berichten, das sie gesehen und gehört hatte. Jedes erlernte Liedlein wurde allsogleich in der Küche vorgetragen, und dies bildete bald ein neues Glück für die Magd. Sie selber hatte sich nie getraut, zu singen, wie andere es taten – es lag wohl nicht in ihrer Natur, sich so vorzuwagen; aber nun diesem feinen Stimmchen zuzuhören, bedeutete ihr eine Freude, deren sie nicht müde wurde.

Sibylle lohnte diese Zuneigung mit einer vorbehaltlosen und oft stürmischen Anhänglichkeit, wie Marie nie etwas Ähnliches gesehen oder auch nur für möglich gehalten hatte.

Wie würde es nun werden? – Heute, jetzt – vielleicht eben jetzt – fand die Trauung statt in dem Ort, wo die neue Frau wohnte. Maries Augen sahen bei diesem Gedanken nur das Kind vor sich. Ein Kleidchen aus feinem hellrosa Battist hatte die Schneiderin, die manchmal auf die Stör kam, angefertigt. Zartblaue Blütenknöspchen waren dareingestickt, und auch im dichten Haar, das auf die Schultern fiel, trug Sibylle ein Kränzchen aus rosaroten und hellblauen Blütchen. Gott, wie lieblich sah sie aus, als sie vor dem Spiegel stand und sich bewunderte bei der Anprobe. Marie schien es das Kostbarste, das es auf der Welt geben konnte – ja selbst im Paradies konnte keines der Engelchen schöner sein!

Welch ein Glück wurde dieser Frau beschert – welch schönes Leben wartete auf sie! Nicht nur bekam sie einen so rechtschaffenen und gutherzigen Ehemann – nein, gar noch dieses Kind, dieses Kleinod einfach dazu! Marie dachte es ohne Neid – Neid hatte in ihrem bescheidenen Gemüt keinen Platz, – nur Trauer war dabei und zur Selbstverständlichkeit gewordener Verzicht.

Aber während Sibylle den Putz anprobiert hatte und ihr kleines Persönchen nicht ohne Gefallen im Spiegel hin- und herwendete, hatte sie unvermittelt gefragt: „Wo schläft denn die neue Mutter?" –

„Wo sie schläft? – In dem leeren Bett neben Vati natürlich! Und du bist im kleinen Nebenstübchen wie immer."

Das Kind hatte einen Augenblick überlegt: „Im Bett neben Vati habe ich auch schon geschlafen – als ich krank war, gelt?" Und nach einer Weile: „Und du, Marie, schläfst du dann immer noch oben in der Mansarde?" –

„Freilich – wo denn sonst?"

„Ich möchte jetzt lieber oben bei dir schlafen, darf ich?" fragte da Sibylle.

„Was fällt dir ein!" hatte Marie erschrocken gerufen, „du gehörst doch in dein hübsches Bettchen." Aber sie erbebte im Innersten.

Sibylle gab nicht sogleich nach:

„Aber bei dir oben sieht man die hohen Tannen viel schöner als hier unten – und auch alle Berge."

Da war Marie fast ein wenig böse geworden: „Jetzt hör doch auf mit solchen Dummheiten, Billie!" verwies sie die Kleine. Da flog ihr das Kind an die Brust und umarmte sie stürmisch. Die Schneiderin hatte aufgeschrien: „Das Kleidchen! Du zerdrückst das Kleidchen!"

Diese Erinnerung wollte Marie fast übernehmen, aber da schreckte sie auf. Ein heftiges Kratzen ließ sich an der Wohnungstüre hören. Die Magd sprang auf: „Herrjeh, ich habe den Hund vergessen! Was würde der Herr sagen! Ich seinen Hund vergessen! Das ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Ja, ja, ich komme schon, Nero", rief sie durch den Hausflur, ergriff schnell den Hundenapf und füllte ihn mit den guten Bissen, die sie selbst kaum angerührt hatte.

„Dafür gibt es jetzt etwas besonders Gutes, Nero", beschwichtigte sie den freudig hochspringenden Vierbeiner, als sie zur Haupttüre hinaustrat und die Schüssel neben das große Hundehaus stellte. Im Sommer lebte Nero draußen, und besonders heute, da die Böden so blank waren, sollte er ja nicht hereinkommen! Marie schaute zu, wie die Brocken und die Fleischsuppe augenblicklich verschwanden und wie die Mittagssonne auf dem kohlenschwarzen Fell glänzte. Eine Empfindung wie: heute ist alles so besonders, ging durch sie hindurch.

Im Treppenhaus hörte sie Schritte, die nach unten kamen, und gleich darauf trat ein großgewachsener Mann heraus. Sein üppiges, dunkles Haar war grau durchzogen, unter eher niedriger Stirn blickten etwas listige Augen hervor. Der im übrigen gleichgültige Ausdruck wurde freundlicher, als sich Herr Kohler nun an Marie wandte:

„Grüß Euch, wir sind da etwas in Verlegenheit – mein Neffe möchte einen Salat anrühren, aber wir finden keinen Essig dazu. Es wäre an der Zeit, daß sich die Frauenzimmer heimfänden – meiner Schwester und der Nichte gefällt es gar zu gut im Gebirge. Der Junge will sie über den Sonntag besuchen gehen, da kamen wir schneller heim, um geschwind selbst etwas zu bröseln. Aber nun fehlt uns der Essig!"

Der Junggeselle, der bei einer verwitweten Schwester und deren bereits erwachsenen Kindern wohnte, pflegte sonst keineswegs das Wort an die Magd zu richten; ein kurz gemurmeltes „Grüß Euch" war fast alles, was sie bisher vernommen hatte. Mit scheuen Augen, die in dem breitnasigen, wenig geformten Antlitz beinahe verschwanden, blickte ihn die Magd erstaunt an. Er betrachtete sie ungeniert: das glatt zu einem bescheidenen Knoten gezogene Haar und auch den zu großen Mund. Entgegen seiner sonstigen Art begann er ein bißchen zu schäkern: „Ich hätte ja bei den alten Fräulein über uns anklopfen können – aber ich komme lieber zu Euch."

„Ich hole gleich die Flasche", sagte Marie verwirrt.

Der Mann schaute ihr nach: Die Hüften zu breit, der Oberkörper zu schmal daneben – wahrlich keine Schönheit, aber noch gar nicht alt.

Treuherzig nun, fast kindlich ihn anschauend, überreichte das Mädchen das Gewünschte.

Kirche von Binn (Wallis)

Photo Paul Pulver, Bern

„Seid ja ganz allein, was? Nicht zur Hochzeit geladen?" fragte er spöttisch.

In Maries Gesicht trat Abwehr: „Ich muß zum Rechten sehen – alles muß bereit sein, wenn morgen die neue Frau ankommt." Und fügte hinzu: „In einer Kutsche kommt sie."

„Hier läßt sich's schön vorfahren", spottete Herr Kohler. „Hoffentlich machen sie's zweispännig – nicht jede Frau kann in solch neupoliertes Haus einziehen."

Dann faßte er wieder Marie ins Auge, und tat einen Schritt zu ihr hin: „Ihr schläft da oben, was?" Und er wies mit dem Kinn gegen die Kammerfenster. Der Magd verschlug es die Sprache völlig. Sie nickte nur.

„Könnt Euch besuchen kommen, was?" Seine

listigen Augen blinzelten. – „Besuchen – mich?“ stotterte das Mädchen.

Der Mann faßte leicht ihren Oberarm: „Nun ja, warum nicht?“ Marie brachte keine Antwort mehr heraus.

„Erwartet mich also!“ befahl der Mann, „rechte oder linke Tür?“ Damit wandte er sich gegen den Hauseingang. Im letzten Augenblick, als er schon verschwand, hörte er ein schwaches „rechts“.

Marie stand wie angewurzelt an der gleichen Stelle. Ihr Gesicht war dunkelrot geworden. Ein Mann – ein so feiner Herr – wollte zu ihr kommen?

Verloren schritt sie endlich zum Haus.

*

Marie saß am offenen Mansardenfenster, durch das noch sanfte Helligkeit fiel. Sie brauchte die Kerze noch nicht anzuzünden – sie saß, die Hände in den Schoß gelegt, unbeweglich da und sah die nahen Tannenwipfel allmählich dunkler und dunkler werden.

Hier oben hatte sich die Hitze förmlich eingelagert – sie strahlte von dem Holzgebälk aus und lastete bewegungslos in der Luft. Marie aber war aufgewühlt wie noch nie. Schon der Tag war so seltsam gewesen – und nun saß sie da und wartete auf einen Mann. Ihre lieblose, arbeitsbeschwerte Kindheit, alle Demütigungen ihrer Jugend, hervorgerufen durch bitterste Armut und Mangel an Hübschheit – sie lebten in halbdunkeln Umrißen auf. Niemand hatte sie je in ihrer Kammer besuchen wollen – niemand auch begehrte sie je zur Frau. Als sie volljährig geworden, tüchtig in der Arbeit wie wenige, ging sie bald als Dienstbote in die Stadt. Da hatte es zu lernen gegeben, die Dienstherrinnen waren streng und selten gütig gewesen – aber sie hatte gelernt, eine Bürgerwohnung instand zu halten und der städtischen Art entsprechend die Küche zu führen. Doch das erste Glück ward ihr zuteil, als sie hierher kam. Hier fühlte sie sich zuhause.

Dieser Gedanke rief plötzlich ein heftiges Schmerzgefühl herauf. Sie war doch gar nicht zuhause – ihr war ja gekündet worden. Die neue Frau wünschte ein Mädchen aus ihrem Ort herzubringen – ein ganz junges, flinkes, wie sie sagte. Ja, Marie wußte wohl, daß sie schwerfälliger Art war – auch ihre Gedanken gingen nicht so schnell, wie es die Frau gerne sah. Mehrmals war die Braut auf Besuch hergekommen und hatte sich gründlich umgesehen; manches hätte sie anders gewünscht – aber wenigstens hatten ihr die Speisen geschmeckt. Doch der Vater wollte nicht einen allzu plötzlichen Umsturz für das Kind – er verlangte, daß Marie noch bis zum Ende des Herbstes dableibe, damit sich Sibylle etwas umgewöhnen könne. Auch sollte das Kind vorläufig nichts von dieser Änderung vernehmen. Und so war es beschlossen worden. Marie seufzte tief aus tiefstem Herzen.

Doch nun kehrte die unruhige Erwartung zurück. Kommt er nicht bald? – Jedoch – hat sie nicht Angst – irgendeine große Angst? Die Tannenwipfel verschwanden im Dunkel – eine leichte Abendkühle senkte sich herab. Marie erhob sich, zündete die Kerze im messingenen Leuchter an und deckte das Bett ab; nicht, um sich zu Bett zu legen, sondern um irgend etwas zu tun. So aber konnte sie auch ihr Abendgebet nicht sprechen, obwohl sie ein starkes Bedürfnis danach empfand. Sie hätte alles tun mögen, wie sie es jeden Abend tat, aber sie war neuen Mächten ausgeliefert, die sie nicht zu erkennen vermochte. –

Sie horchte hinaus – alles blieb still im Estrichraum. Die Holztreppe mußte knarren, wenn der großgewachsene Mann heraufstieg.

Marie hatte den gewohnten Weg zu ihrem Stübchen noch ohne Licht gefunden, trotzdem auf dem weiträumigen Estrichboden, auch oben an der Holztreppe, noch Berge von ausgedienten Ziegeln und dürren Holzschindeln aufgeschichtet lagen und der verdämmernde Tag nur durch Dachfenster eindrang.

Aber – nun mußte es stockfinster sein auf dieser Stiege, es gab da kein Licht wie unten im steinernen Treppenhaus, wo jeder Absatz beleuchtet war. Es war dunkel hier oben – er würde den Weg nicht finden oder über das aufgeschichtete Zeug stolpern! Sie mußte die Kerze hinstellen – den Weg erhellen! Sie saß ebensogern im Dunkeln an ihrem Fenster. Wenn er die Türe nicht fände!

Marie ergriff den Leuchter, trat in den Estrichraum hinaus und stellte die Kerze oben an die Holztreppe. Eine Beige von abgedeckten Dachschindeln versperrte dort den Boden. Ein Ungewohnter konnte sich ohne Licht niemals zurecht-

finden! Dann begab sie sich an ihren Fensterplatz zurück.

Die warme Stille der Sommernacht löste ihre Kümmernisse ein wenig auf. Sie hörte den silbern hohen Ton des unermüdlichen Brünnleins vor dem Haus, hörte dann und wann Neros Kette ein bißchen rasseln – und jetzt kam ein goldenes Licht – ein Licht für sie – hinter dem nahen Hügel herauf. Ein Mond von unerhörter Klarheit und Lichtfülle stieg langsam hervor und machte die dunkeln Tannen wundersam goldgrün. Marie vergaß die Zeit – doch plötzlich sank sie zusammen. Er, der Herr da unten, er kam nicht – er konnte doch nicht kommen – zu ihr – Marie – der Magd –

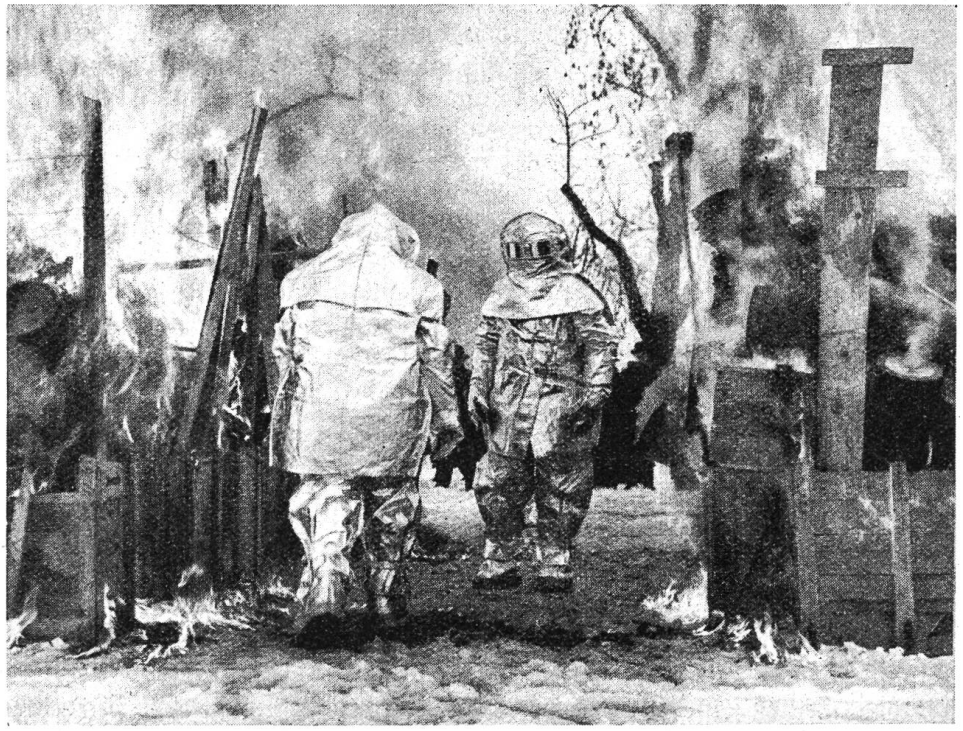
Oder doch? – Hörte sie nicht ein Knacken auf der Holztreppe? Ihr Herz schlug überlaut, als sie nun horchte. Noch einmal – und noch wieder das Knacken –. Marie drehte den Kopf – unter der Schwelle drang heller Schein hervor – roch es nicht nach – – – Sie stürzte zur Tür, riß sie auf – vor ihr loderte eine Flamme hoch auf und erleuchtete den weiten Estrichraum heller als der Tag.

*

Die Magd wußte später nichts davon, wie sie durch das Feuer und über die schon glimmende Stiege hinuntergelangt war, daß sie bei den alten Fräulein und bei Herrn Kohler beinahe die Glocke abgerissen und in einemfort „Fürio, es brennt!" geschrien hatte. Als sie unten aus dem Haus lief, fing Nero laut zu heulen an, wie er es manchmal bei Mondschein tat. Marie rannte gegen die Straße hinüber und schrie ihr „Fürio" so gellend, daß späte Fußgänger herbeiliefen – und da schlug eben die Flamme aus ihrem Mansardefenster heraus. Jemand benachrichtigte die Feuerwehr – bald ertönte schauerlich durch die Mondnacht der Ton eines schrillen Horns und verkündete das Unheil. Die Nachbarn von weit herum kamen herbeigeeilt – schon war man daran, unter der Führung von Herrn Kohler Möbelstücke die Treppen hinunterzutragen und Hausrat aus allen Fenstern zu werfen. Die völlig verstörte Marie fand den Wohnungsschlüssel schließlich in ihrer Rocktasche, aber sie wußte nicht, was sie unternehmen sollte.

Als die Feuerwehr anrasselte, loderte das breite Dach in steilen Flammen; sie machten die Umgebung weit in der Runde in grausiges Rot eintauchen und Mond und Sterne verlöschen. Die hohen Tannen erschienen wie glühende Fackeln.

Das Haus besaß tiefliegendes Grundwasser; dies wurde ihm zur Rettung. Trotz der Trockenheit konnten die Wasserschläuche verwendet wer-



Die Berner Feuerwehr demonstriert neuartige, aus Aluminiumstoff hergestellte Feuerschutzanzüge.

Photopreß-Bilderdienst, Zürich

den, und allmählich wurden die aufopfernden Helfer Meister des Feuers. Auf den Rasenflächen standen und lagen durchnäßte Möbel und hundert andere Gegenstände aus ihrer friedlich gewohnten Verwendung gerissen. Der helfenden Hände waren es unzählige geworden.

Der Vater des kleinen Oskar nahm die erschöpfte Marie ins Nachbarhaus hinüber, und die Hausfrau richtete in Eile ein Bett für sie her. Marie, keines Gedankens und keines Gefühls mehr fähig, versank in einen dumpfen Schlaf.

Der Hund hatte sich vor all dem Lärm und der Unruhe angstvoll in seine Hütte geflüchtet, wo ihm denn auch nichts geschah.

*

An dem herrlichen Spätsommersonntag, der nun folgte, stand Marie unter den vielen Schaulustigen, die sich den Schaden anschauen kamen und heimlich dem Schicksal dankten, daß es nicht sie gemeint hatte. Die Magd war schon früh am Morgen von der Polizei geweckt worden, als sich erwiesen hatte, daß sonst niemand in den Kammern oben schlief. Es war nicht schwierig gewesen, dem Sachverhalt auf die Spur zu kommen, wenn auch Marie anfänglich nicht zu verraten suchte, auf wen sie gewartet, wem sie den Weg hatte weisen wollen. Den geschickten Fragen, die ihr gestellt wurden, war sie aber nicht gewachsen – bald vermochte sie nichts mehr zu verstecken. Man wunderte sich ein wenig über die Sache und fragte ziemlich scharf, ob Marie denn die Größe der Gefahr nicht gesehen habe. Sie hielt den Kopf tief gesenkt und mußte voller Scham verneinen. Ob sie wisse, daß sie nun als Brandstifterin zu gelten habe? Und welches die Folgen seien? Die Bedeutung dieser letzten Frage ging der Magd nur langsam auf – dann öffnete sie, nach Luft ringend, weit den großen Mund, und ihr Gesicht verfärbte sich blau und violett. Man hatte Mitleid mit ihr: „Ihr seid vorläufig frei – der weitere Bescheid kommt später. Wie kann man derart gedankenlos sein!" – Sibylles Vater war längst telefonisch verständigt worden. Er ließ seine junge Frau bei ihren Eltern und wollte auch Sibylle nicht mitnehmen. Aber das Kind weinte und bat derart herzzerbrechend, mitgehen zu dürfen, daß er ihm schließlich den Willen tat. Sogleich nach der Ankunft hatte er bei der Polizei vorgesprochen und über die Angelegenheit den nötigen Bescheid erhalten. Dann wanderte er mit dem Kind nach der Unglücksstätte, um das Unheil zu besehen.

Nun stand Marie unter all den Leuten, die sie nicht kannten, aber sie meinte, jeder müsse ihr ansehen, daß sie dies verschuldet habe. Daß sie nur mehr das angesengte Leinenkleid besaß, das sie auf dem Leib trug, daß die guten Wintersachen, die sie allmählich hatte anschaffen können oder als Neujahrsgabe erhielt, nicht mehr existierten, das alles kam ihr kaum zum Bewußtsein. Sie hatte nur einen Gedanken: Ihr Brotherr! Sibylle! Kaum wagte sie einen Blick nach den verkohlten, rauchenden Dachfirsten und den schwarzen Fensterlöchern zu tun. Eine Brandstifterin hatte man jahrelang als Magd gehabt! Dinge, die früher im Dorf über solche Leute gesagt wurden, kamen ihr in den Sinn – niemand wollte mit denen zu tun haben. Ein einziges Empfinden überwältigte sie mehr und mehr: „Alles verloren!" Zu einem ewigen Nichts fühlte sie sich geworden. Wenn jetzt aus dem wolkenlosen Himmel ein Blitzschlag niederfahren würde und sie erschlagen, es wäre ganz natürlich. Vereinsamt unter all diesen Gaffern brach sie immer mehr zusammen. „Alles vorbei! – keine Billie mehr, die sie lieben durfte und von der sie geliebt wurde."

Da sah sie auf der andern Seite Sibylle mit ihrem Vater stehen; er hielt das Kind bei der Hand. Sie besichtigten einige ihrer Sachen, die man vorsichtigerweise aus dem hohen Erdgeschoß herausgetragen hatte, die aber vom Wasser arg mitgenommen waren. Das Kind war ganz weiß im Gesicht.

Gebannt und atemlos blickte Marie hinüber. Sibylle wurde unruhig, wendete das Köpfchen hin und her, und dann entdeckte sie unter den fremden Leuten die Magd. Im gleichen Augenblick hatte sie sich losgerissen und drängte sich durch die Menschen, zwischen dem Wohnkram hindurch.

„Marie!" Mit einem Aufschrei lag das Kind an ihrer Brust und preßte sich leidenschaftlich an sie. Marie umfing es fest, und so standen sie noch, als der Vater nachgefolgt war. Ein paar Sekunden lang betrachtete er die Gruppe – sein Kind, das

sich langsam löste. Dann streckte er der Magd die Hand hin: „Ein großes Unglück für uns alle, Marie", sagte er. „Aber schon zeigt sich ein Hoffnungsstrahl für einen neuen Anfang: Man hat mir vorhin ein Häuschen angeboten für die Zeit, da man hier nicht wohnen kann. Ihr bleibt noch bei uns, wie es abgemacht war. Ich habe mich bei den Behörden für Euch verbürgt. – Gegen das, was nachher kommt, bin ich leider machtlos."

Sibylle drückte sich wieder in Maries Arme, und nun stürzten zum erstenmal seit dem schicksalhaften Geschehen Tränen der Erlösung aus den Augen der Magd.

Tannzweiglein...

Calame, der Meister unter den Darstellern der Wettertannen, war in das Haus der Familie de Beaumont eingeladen. Da er nicht zur verabredeten Zeit erschien, wurde er vom Sohn des Hauses empfangen und ins Studierzimmer geführt; der Vater werde wohl bald kommen. Auf dem Schreibtisch sah der Maler ein aufgeschlagenes Schreibheft. Allsogleich setzte er sich dorthin, griff nach der Feder und füllte die noch unbeschriebenen Blätter des Heftes mit Tannzweiglein. Es war das Lateinheft des Tertianers Edmond de Beaumont.

Eines Tages mußte sich der Künstler von seiner Haushälterin zur Rede stellen lassen: „Aber, Herr Calame, was haben Sie gestern auch nur mit Ihren feinen Manschetten angestellt?"

Ja, was hatte er damit angestellt? Als er von Lausanne nach Genf zurückfuhr und in allen Taschen vergebens nach seinem Zeichenblock suchte, den er irgendwo in Lausanne hatte liegen lassen, da benutzte er eben die Manschetten als Zeichenpapier und bedeckte eine wie die andere mit – Tannzweiglein.

Ein andermal, da er wieder von Lausanne heimkehrte, übergab er der nämlichen Haushälterin ein dickes Notizbuch, wie es damals Landwirte und Viehhändler etwa in der vordern Brusttasche ihrer Burgunderbluse mitzutragen pflegten, mit der Weisung: „Bringen Sie das aufs Fundbüro im Bahnhof." Als ihn die also Beauftragte mit einem fragenden Blick musterte, sagte er: „Gehen Sie nur! Fundstelle zwischen Lausanne und Genf. Aber geben Sie acht, es mögen noch etliche Banknoten darin stecken!"

Wie war der Maler zu diesem „Fund" gekommen? Wiederum war er ohne Zeichenblock von Lausanne abgereist, und da ihn die „schlimme" Haushälterin diesmal mit keinen Manschetten ausgestattet hatte, fürchtete er schon, eine ganz ununterhaltsame Fahrt vor sich zu haben. Wie aber der Zug an einer Zwischenstation hielt und er gelangweilt zum Fenster hinausblickte, sah er, wie einem beleibten, unbeholfen aus dem Wagen steigenden Viehhändler der Notizkalender aus der Blusentasche fiel, ohne daß es der Mann merkte. Wie ein Pfeil schoß Calame aus dem Wagen und kehrte ebensoschnell mit dem erbeuteten Kalender an seinen Platz zurück. Und jegliche Trübseligkeit schwand aus seinem Gesicht, als er sah, wie so viele unbeschriebene Blätter noch im Kalender waren, die er alle mit Tannzweiglein bedeckte...

Das war's! Um 11 Uhr bekam der Kassier Magenkrämpfe und mußte im Auto nach Hause fahren. Um 12 Uhr erkrankte der Buchhalter an starken Kopfschmerzen und mußte das Büro verlassen. Um 1 Uhr meldete sich das Tippfräulein krank und bat, einen Arzt aufsuchen zu dürfen. Da sagte der Chef zu dem allein zurückgebliebenen Lehrling: „Na, Emil, dann ist es das beste, wir machen das Büro zu und gehen auch zum Fußballmatch."

Vertilgung von Schnecken aller Art

15 „META"-Tabletten (im Handel überall erhältlich) zwischen Lagen starken Papiers mit einem Hammer oder in einer Mandelmühle, die nur für diesen Zweck verwendet wird (Tabletten hochstellen), zu Pulver zerstoßen und mit 1 kg feingemahlener Kleie (Krüsch) gut vermengen. Die Schnecken fressen von der Mischung, die eine große Anziehungskraft auf sie ausübt, und gehen innert kurzer Zeit ein.

Pro Quadratmeter zirka 4 Häufchen (je ein gehäufter Eßlöffel) auslegen. Häufchen mit hohl liegenden Brettchen, Topfscherben usw. leicht überdecken. Nach starkem Regen Mischung neu auslegen. Nie über Gemüse und Obstpflanzen streuen und nicht mit Nahrungsmitteln in Berührung bringen.

Man beachte die auf jeder „META"-Packung aufgedruckte Warnung. — Kühl halten!